

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: König Kophetua und das Bettlermädchen
Autor: Hindemann, Annie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Edition, Longfellow's Gedichte, hatte mich ins Wallis begleitet. Während ich meine Lieblingsverse aufschlage, sehe ich die Engländerinnen im langweiligen Damen-salon des Hotels ihre ebenso langweiligen Patienten spielen. Der französische Roman, Bourgets „Idylle tragique“, in seinem gelben Umschlag, hatte mir am Genfersee ein Spiegelbild gesellschaftlichen Lebens gezeigt, das sich mir in nächster Nähe in Wirklichkeit entrollte. Deutsche Lyrik erinnerte an Höhenschwand, wo im einfachen Bergwirtshaus der elegante Einband und die feinen Stahlstiche die Bewunderung der schöngeistigen Schwester des Wirtes erregten, die uns erröten gestand, auch sie schreibe zuweilen Reime. Spielhagens „Platt Land“ hatte ich in Bern bei einem Antiquar unter den Lauben gekauft und dabei an Frau Rätin Hendells Novelle „Aus Langeweile“ gedacht, die auf den roten Fensterläden der Markt- oder Kramgasse

inszeniert worden war. So hätte ich bei jedem Titel verweilen mögen.

31. Januar.

Wie eine Büzfrau, die nicht ohne Streit von ihrer Dienstherrlichkeit scheiden kann und lärmend und polternd alle Türen und Läden zuschlägt, nimmt der Januar heute Abschied. Ringsum rasselt's und kracht's ohne Unterlaß. Der Himmel schneidet ein verzagtes Gesicht. Ein bißchen verzagt bin auch ich im Hinblick auf das Wenige, das ich in diesem Monat zustande brachte.

Die Bäume, die gestern noch so schön bereift waren, stehen kahl da, die Unholdin hat sie gescheuert und allen Glanz weggefegt.

Wäre mein Inneres glanzvoller, könnte mir die Kahlheit draußen wenig anhaben. Streng genommen, sind wir selbst die schlimmsten Ruhestörer unseres Seelenfriedens.

König Kophetua und das Bettlermädchen.

Erzählung von Annie Hindemann, Zürich.

Vorly hatte vor acht Tagen ihren sechsten Geburtstag gefeiert. Angetan mit einem roten, weißpunktirten Schürzchen saß sie auf einem großen, gelben, von der Sonne warm beschienenen Sandberg, hielt einen funkelnagelneuen Kessel in der einen, ein Schäufelchen in der andern Hand und sah so feierlich in die Welt, als sollte sie photographiert werden.

Bon ihrem Sitz aus genoß man eine schöne Rundsicht über den ganzen Garten. Ein herrlicher, grünrotgoldener Sommergarten war es — das Herrlichste darin aber hinwiederum war der Kastanienbaum! Von ferne schien es, als schlügen hundert blutrote Flammen aus seinem Geäst; kam man jedoch näher, sah man, daß es nicht Flammen waren, sondern feuerfarbene Blumensträuße, mit denen eine reiche und gütige Hand ihn über und über bestreut hatte. Und nun stand er ganz stolz und glücklich da und ließ sich bewundern.

Alles freute sich über ihn! Die Leute, die draußen vorüber gingen, lächelten beifällig, das alte, weiße Wohnhaus, dessen

eine, dem Garten zugekehrte Seite eben von der Abendsonne umschmeichelt wurde, schmunzelte auch ein wenig, der Springbrunnen gebärdete sich wie toll vor Vergnügen, gurgelte, funkelte, schlug Purzelbäume, und die Bienen, Wespen und Hummeln, die, der ersten Vorsommerglut noch ungewohnt, heute ein wenig schlaftrig des Weges daher brummelten, wurden plötzlich hell wach, wenn sie den schönen Baum gewahrten und surrten straß auf ihn los wie abgeschossene Gewehrkugeln. Wie das summte und rumorte! Als hätten sich ein paar Töne einer fernen, übermütigen Bauernhochzeitsmusik, die sich leichtsinnig aus dem Staube gemacht, hierher verirrt, in seinen Zweigen verfangen und verschlossen, weil sie nun eben einmal da seien, auf eigene Faust weiter zu tanzen und zu feiern. Eine etwas lopflose, halbbetrunkene Gesellschaft!

Die Kastanie spielte mit Recht die Hauptrolle im Garten. Sonst standen da nur noch niedere Rosenstämmchen, kleine Tannen und vielerlei Gebüsche — und drüben an der Mauer, die den Nachbar-



Albert J. Welti, Zürich-Spanien.

Hirt aus der Sierra de Gredos.
Ölgemälde.

garten begrenzte, zwei Reihen von Akazienbäumchen (aber die waren noch jung, schmächtig und schüchtern).

Die beiden weißen Kieswege, die sich, vom Hause herkommend, zwischen den Rasenplätzen und farbigen Blumenbeeten durchwandten, vereinigten sich am oberen Ende des Gartens an ihrem Fuße und bildeten einen kleinen, runden Platz, worauf eine Bank und ein Tisch standen. Dort, hatte die Mutter gesagt, als sie gestern beim Einzug alles mit prüfenden Blicken betrachtete, werde man bei schönem Wetter zu Abend essen und an einem besonders starken Ast der Kastanie könne man eine Schaukel befestigen.

War es nicht ein Wundergarten, in dem sich ein herrliches Leben führen ließ?

Und auch das Beste fehlte nicht: eine hohe, graue Mauer schloß ihn ein. Durch ward es erst friedlich und heimlich darin. Denn keiner konnte hereinsehen, außer dem mächtigen Fabrikamin, das wie eine rotgoldne Säule in ziemlicher Entfernung hoch, hoch in den blauen Abendhimmel aufragte — und keiner brauchte hinaus auf die staubige, öde Landstraße zu blicken, außer dem eitlen Kastanienbaum, der sich ja gern der Offenlichkeit zeigte.

In einem solchen Garten und dazu noch auf einem Sandhaufen sitzen zu dürfen! Aber merkwürdig — unser feierliches Lorly macht ein Gesicht, als wäre es in ein dunkles, freudloses Labyrinth geraten und hätte alle Hoffnung, je den Weg zum Tageslichte wiederzufinden, längst aufgegeben. Und all das hatte wohl seinen Grund. — Lorly ist nämlich „umgezogen“! Verstehst du sie jetzt?

Du weißt doch noch, wie uns damals zumute war, als beim großen Erdbeben das schwere Bild von der Wand fiel und dabei das schöne, geblümte Porzellan-schälchen in tausend Stücke schlug? Lorly hat freilich mehr verloren, soviel, daß man gar nicht alles aufzählen kann. Es gehört eine ganze Stadt dazu, ein Haus, das zwar in einer engen Gasse lag und keinen Garten hatte, dafür aber ein vielfarbiges Glasfenster im Korridor, worauf der Trompeter von Säckingen abgebildet war, wie er hoch zu Pferde dahinsprengte, aus aller Kraft in ein Horn blies und

gleichzeitig mit einem Tuche nach rückwärts winkte; es gehören Tanten, ein Onkel, viele Freunde, gemeinsam verlebte Weihnachten, gemeinsam gespielte Spiele, ein rotes Blechel, das man beim Einpacken vergaß, ein freundlicher Briefträger, ein — kurz, es gehört eine ganze Welt dazu.

Aber das Schlimmste ist ja gar nicht, daß man das alles verloren hat, das Schlimmste ist, daß man nun auf einmal weiß, welch trügerischer Boden die Erde ist, auf der man so sicher zu wohnen glaubte. Er hat einen unheimlichen Stoß erhalten, etwas von dem, was einem lieb war, ging in Stücke. Nun sitzt man so da und harrt in Angst und Trauer, ob kein zweiter folgen werde, und der schöne, warme Glaube an einen mütterlichen Arm, der einen umsange, ist dahin.

Deshalb hatte auch Lorly vorderhand gar keine Lust, Besitz von dem neuen Garten zu ergreifen, der da als Ersatz vom Himmel gefallen. Sie war nun eben mißtrauisch geworden. Und dabei ließ man sie ganz allein! Das vierjährige Dorly war nach all den neuen Eindrücken so müde geworden, daß es sein gewohntes Schläfchen heute bis in den späten Nachmittag hinein ausdehnte. Die Mutter und die beiden Mägde Frieda und Luise hatten viel Arbeit im Hause, wo noch alles funterbunt durcheinander lag und stand. Der Vater war in der Fabrik, deren „Direktor“ er durch irgendeinen unglückseligen Zufall geworden war, weshalb man eben hatte „umziehen“ müssen...

Da war's auf einmal, als sei die graue Mauer, in deren Hut sie saß, lebendig geworden. Man hörte leises Scharren und Krahen an der Rückseite, kleine Steinchen rieselten nieder, Staub wirbelte auf — und eine Raube, deren Unwesenheit bisher kein Mensch gehaßt, erhob sich zu Häupten Lorlys aus ihrer schleichenden Stellung, machte einen nervösen Buckel und sah sich giftig nach dem Ruhestörer um; dann nahm sie in wilden Säzen Reihaus. Dafür tauchte etwas weiter unten ein rotes, schweiß- und staubbeschmiertes Gesicht auf, eine schmutzige Wermelschürze, nackte, von Schrammen bedeckte Knie, Socken, Sandalen — ein ganzer, langbeiniger Bub, der sich auf dem Mäuerchen niederte.

lauerte und ungewiß schien, was er nun weiter beginnen solle.

„Kommst du zu mir?“ fragte Lorly erfreut und stieg gleich von ihrem Sitz, um ihm entgegenzugehen und ihn zu begrüßen, wie die Mutter es immer bei ihren Gästen tat: recht herzlich und doch mit ein wenig Würde.

Aber der Neuankömmling schien nicht so ohne weiteres gewillt, über die Schwelle des gastfreundlichen Gartens zu treten.

„Vielleicht komme ich nachher hinunter,“ entgegnete er zögernd, „ich muß mich zuerst etwas ausruhn! ... Ich bin nämlich auf der Flucht!“

Hierauf begann er plötzlich heftig zu atmen, fast zu keuchen, indem er die linke Hand aufs Herz preßte und zugleich scharf die Wirkung seiner Worte beobachtete.

Lorly stand vorläufig sprachlos. Über ihr eben noch so nachhaltiger Lebensüberdruß reckte und streckte sich und kroch langsam auf allen vieren davon — und als ihr dann der Flüchtling gar weiter mitteilte, er sei ein Farmer und die Indianer hätten ihm das Blockhaus angezündet und Frau und Kind in die Gefangenschaft geschleppt, fand sie schon, das Leben sei eigentlich doch nicht ganz zu verachten, ja, es sei sogar noch nie so merkwürdig und interessant gewesen wie heute abend. Und der Garten stand plötzlich da, als sei Staub davon abgewischt worden, als hätte man alles zierlicher und feierlicher zurechtgestellt, und die Blumen, Gräser und Bäume reckten sich unternungslustig, als hätten sie frisch Wasser bekommen.

Lorly brachte dem Unglüdlichen das vollste Verständnis entgegen und fühlte sich tief beschämt, daß sie ihm auf seine Frage nicht mit ähnlichen Außerordentlichkeiten aufwarten konnte. Er nahm ihre sachlichen, schüchternen Antworten mit einer kleinen Geringshäkung entgegen; immerhin zeigte er sich befriedigt, daß sie nun zukünftig hier wohnen werde, ja, es stellte sich sogar nach und nach heraus, daß auch er in Wirklichkeit eigentlich noch nicht Farmer sei, sondern vorläufig bei seiner Großmutter im Nachbarhause lebe, während sein Vater und seine Mutter schon

lange Jahre tot seien. Es blieb aber trotzdem genug des Merkwürdigen an ihm.

Erstens hieß er „Costas“. Denn er stammte aus einem Lande, in dem viele Leute solch kuriose und imponierende Namen bekamen.

Zweitens sprach er auf eine eigentümliche Art und Weise; es war zwar Schweizerdeutsch, und doch auch wieder eine ganz fremde Sprache. Man verstand recht gut, was er meinte, und doch konnte noch etwas Geheimnisvolles dahinter stecken, das man nicht herausbekam.

Ferner ging er schon in die dritte Klasse, war also ein halber Gelehrter. Er konnte schreiben und lesen, er hatte zu Hause dicke Bücher mit Bildern, darin zum Beispiel von „Siegfried“ erzählt wurde, von dem zu Lorly noch keine Kunde gedrungen war.

Kein Wunder, daß sie strahlte, als dieser junge Kavalier sich endlich zu ihr in den Garten herab ließ. Und sie fühlte auf einmal eine Art von Besitzerstolz. Sie, die vor kurzem noch gar nichts von dem neuen Garten hatte wissen wollen, machte den Besucher nun mit Eifer auf alle Einzelheiten und Schönheiten, die sie selbst erst entdeckte, aufmerksam.

Costas sprach sich sehr anerkennend über den Garten aus: „Er ist viel schöner als unsrer,“ sagte er. „Ihr habt einen Teich und einen Lindwurm.“ Den Springbrunnen nannte er „Teich“, oder sogar „See“, und den Frosch aus Sandstein, der in der Mitte hockte und Wasser in die Luft blies, nannte er „Lindwurm“, wodurch beides natürlich gleich ein ganz anderes Ansehen bekam...

Lorly und Costas gingen auf den Kieswegen hin und her, blieben im Eifer des Gesprächs wohl auch einmal stille stehen und nahmen die Wanderung dann wieder auf. Costas erzählte von Siegfried. Er wußte alles so deutlich darzustellen, als wäre er selbst dabei gewesen. Plötzlich wurde er ganz aufgeregt und sagte, er müsse nun mit dem Drachen kämpfen. Er ergriff ein Handvoll Kieselsteine und schrie: „Komm hervor aus deiner Höhle! Komm heraus!“ wobei er wie wütend mit den Kieseln um sich warf, bis Lorlys Mutter aus dem Fenster

schaute und rief, was denn das bedeuten solle; er dürfe keine Steine in den Brunnens werfen.

Da beruhigte er sich wieder. Dafür fing er bald zu ächzen an und behauptete, er sei schwer verwundet. „Führe mich ins Schloß! Ich verblute! Schnell! Schnell!“ stöhnte er.

„Wo ist das Schloß?“ schrie Lorly ängstlich. Sie stützte ihn und sie wankten zusammen zur Kastanie, wo „Siegfried“ auf die Bank niedertaumelte und sich mit großen Blättern verbinden ließ.

Seine kräftige Natur erholte sich indessen rasch wieder, und er sagte plötzlich, er müsse nun heim.

„Aber du kommst doch wieder einmal?“ fragte Lorly. Sie hatte feuerrote Backen und erinnerte sich nicht, je in ihrem Leben eine so wunderbar aufregende Stunde erlebt zu haben. Die Binde war völlig von ihren Augen gefallen: sie konnte auf einmal sehen, wie herrlich der Garten war, mit seinem grünen Rasen, auf dem wieder kleinere, schwarze Schattenteppiche und goldene Lichtteppiche lagen, mit seinen vielen roten Blumen, denen man ansah, daß sie alle auch schon etwas von Siegfried, ja vielleicht — wer weiß — noch von viel wunderbareren Sachen, gehört hatten. Sie merkte auf einmal, daß eine andere Lust in einem solchen Garten hinter den hohen Mauern weht als draußen auf den Straßen. Kein Wunder: Bei jenem Gebüsch lag ein goldener Schild, den Siegfried vergessen hatte, und hinter dem Springbrunnen kauerte ein Zwerg mit einer hohen, spitzen, roten Mütze...

„Also morgen kommst du wieder, Costas?“ sagte sie noch einmal und sah ihn liebevoll an. „Morgen ist Donnerstag!“

Nun hatte Lorly zwar, wie ich gestehen muß, keine Ahnung von der Aufeinanderfolge der Wochentage. Sie hatte sich nur aus ihrem früheren Leben, das ihr nun ewigkeitsweit zu liegen schien, eine dunkle Erinnerung bewahrt, daß das mißgünstige Haus, das alle schulpflichtigen Spielfameraden der ganzen Umgebung einschlang, so daß die Welt öde und verlassen wurde, seine gefräßige, schwarze Riesenpforte an Donnerstagen nicht öffnen durfte.

Man hätte sie aber sehen sollen, wie sie jetzt verkündete: „Morgen ist Donnerstag!“ Mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch zuließ, mit einem drohenden Blicke, der jedem den Kampf ansagte, der etwas anderes behaupten wollte. Die Woche konnte auch nicht umhin: Es ergab sich, daß heute wirklich Mittwoch war und daß morgen Donnerstag sein werde.

„Ja, natürlich!“ sagte Costas, „morgen komme ich schon gleich nach dem Essen!“

Und nun begann ein wundervolles Leben. Das Wetter war warm und sonnig, fast zu schwül für diese Jahreszeit. Tagsüber spielte Lorly ruhig mit Dorly im Sande oder mit den Puppen. Abends aber, wenn der Garten so besonders rot, schwarz, grün und golden wurde, flottete Costas über das Mäuerchen. Dann saßen sie zusammen auf der Bank unter der Kastanie und unterhielten sich. An Stoff fehlte es ihnen nie. Das Thema „Siegfried“ war erledigt. Sie waren nun beim Thema „Seenachtfest“.

Was für ein herrlicher, wohlfliender Name! Alle schönen und geheimnisvollen Wörter waren darin vereinigt: „See... Nacht... Fest...“. Lorly berauschte sich schon am Ausdruck allein. Einen „See“ hatte sie noch nie gesehen. In Altenbrück gab es keinen See, und hier war sie noch nicht so weit spazieren gegangen. „Nacht“ war etwas, das die Kinder im Bett verschlafen und versäumen mußten, während die Großen da unbekannten Genüssen nachgingen. Und erst „Fest“. Lorly stellte sich darunter himmlische Glückseligkeit auf Erden vor und betrachtete Friedas Bruder, der eines Abends mit einem Eichenlaubkranz geschmückt, in weißer Kleidung vom „Turnerfest“ zurückgekommen war, als ein vom Schicksal unerhört begünstigtes Wesen.

Das „Seenachtfest“ stand nun also wie ein leuchtendes Wunder vor den Beiden. Costas versicherte, es werde in einigen Wochen stattfinden, und alle Kinder der ganzen Stadt dürften auch dabei sein, das heißt, sie dürften wenigstens vom Ufer aus zusehen. Er hatte das Schauspiel letztes Jahr zum erstenmal genossen

und schilderte es begeistert und phantasievoll: wie hell beleuchtete Schiffe in langem Zuge feierlich über den See dahinfuhren, während Herren und Damen in den schönsten Verkleidungen nach der Musik darauf tanzten; wie Feuertugeln mit furchtbarer Gewalt bis zum Himmel hinauf schossen, dort unter lautem Krachen zerplatzen, einen Regen von roten und blauen Sternen niederstreuend. Den größten Eindruck hatten ihm aber die Feuerräder gemacht. Er behauptete, ein Schiff sei ganz als schwimmendes Schloß hergerichtet gewesen und auf dessen Dache habe sich unaufhörlich eine goldene Feuersonne gedreht, die fauchend und zischend Strahlen nach allen Seiten geworfen habe.

„Wuuunderwoohl!“ sagte Lorly. Nun sprach man allerdings in Altenbrück, ihrem früheren Wohnort, das a—o—u immer mit besonderer Liebe, Länge und Nachdrücklichkeit aus, wenn Lorly aber begeistert war, vom Seenachtfest und ähnlichen Dingen sprach, leistete sie darin geradezu Außerordentliches.

„Weißt du, Lorly, ich werde Baumeister,“ verkündete Costas. „Dann bau ich ein solches Schloß: auf beiden Seiten weiße Türme, in der Mitte eine Marmortreppe...“

„Und auf dem Dache ein Feuerrad?“

„Ja, aber eines, das nie erlischt! Und rund herum ein Teich, auf dem viele Schiffchen mit Papierlaternen schwimmen...“

„Und auf dem Turm eine Schweizerfahne,“ fügte Lorly schüchtern bei. Sie hatte das Gefühl, das gehöre sich doch, trotzdem das Schloß wahrscheinlich nicht in der Schweiz stehen würde, sondern irgendwo in einem fremden Lande, überm Meer...“

So bauten Costas und Lorly zusammen ein Luftschloß.

Nach einigen Tagen hatte die Mutter die Einrichtung des neuen Hauses beendet. Sie hängte überall noch die kleinen Bilder an die Wände, und Costas (Costas war natürlich der Mutter längst vorgestellt worden) — Costas sah ihr dabei mit Interesse zu. Er fragte bei jedem

Bilde, wie es heiße und was es bedeuten solle.

Einmal kam ein ganz kleines, unansehnliches Bildchen zum Vorschein, schmal, hoch, in einem dünnen Goldrahmchen. Aber der Titel gefiel Costas und Lorly ausnehmend. Er lautete: König Rophetua und das Bettlermädchen. Die Mutter sagte, das eigentliche Bild sei von einem sehr berühmten englischen Maler gemalt worden, und was sie hier habe, sei nur eine Art Photographie davon.

Der Königsohn saß da, hatte seine Krone vom Kopf genommen und hielt sie nachdenklich in den feinen, weißen Händen. Dabei sah er unverwandt auf das Bettlermädchen, das, ärmlich gekleidet, blaß, mit traurigen Augen, ein wenig erhöht seinen Platz erhalten hatte. Ein kleines Treppchen führte zu ihr hinauf und die Mutter sagte, es sei ein „verzaubertes Treppchen“. Nur wenn der Königsohn seine Krone weglege, könne er hinaufsteigen, und dann könne er das Bettlermädchen erlösen und heiraten.

„Wird er sie weglegen?“ fragte Costas.

„Ach nein,“ sagte die Mutter, „ich glaube nicht, daß er das übers Herz bringt, sie ist ja von lauter Gold und Edelstein.“

„Und warum sieht das Bettlermädchen so bleich und traurig aus?“ forschte Lorly voll Mitleid.

„Sie ärgert sich über den Königsohn, weil er seine Krone so zwischen den Händen dreht und dreht. Sie denkt: am besten für sie und für ihn wäre es, er würde sie wieder aufsetzen und zur Tür hinausgehn!“

„Aber kann denn das Bettlermädchen nicht zu ihm hinuntersteigen?“

„Nein, das kann sie eben nicht. Ich sagte euch ja: das Treppchen ist verzaubert. Und sie würde es auch um alles in der Welt nicht tun. Ihr seht: sie hält sich mit beiden Händen fest, um ja keinen Schritt...“

„Was für ein furchtbar dummes Bild!“ rief Costas mit Überzeugung. Und die Mutter mußte zugeben, es habe sich in Wirklichkeit doch vielleicht alles anders zugetragen. Sie habe es nicht in den

Büchern gelesen, sondern sich nur selbst so ausgedacht, weil es doch immerhin so aussiehe...

Lorly wollte aber trotzdem noch wissen, was die beiden Mädchen im Hintergrunde bei alledem zu tun hätten.

Das seien wahrscheinlich zwei singende Engelein, sagte die Mutter, und die hätten am Ende das ganze Unglück angerichtet.

Hierauf schickte sie die Kinder in den Garten, und sie beschlossen gleich: „Königsohn und Bettlermädchen“ zu spielen.

Lorly bekam eine lange Rute in die Hand und mußte nach Costas Befehl damit die Gänse hüten. Er wußte, daß das bei den armen Mädchen in den Märchen so Mode war. Lorly war auch ganz damit einverstanden, vergnügte sich herrlich mit ihrer Schneeweissen, wild flatternden Herde und konnte ihrer fast nicht Herr werden. Da wollte sich eine Gans im Springbrunnen ertränken, dort blieb eine im Rosenbäumchen hängen — sie vergaß sich so über ihrer Aufgabe, daß Costas sie mehrmals vergeblich aufforderte, nun zum Programm zurückzukehren. Bis er in Zorn geriet und erklärte, wenn sie nicht Vernunft annehmen wolle, spiele er nicht mehr mit. Da setzte sie sich endlich am Wege ins Gras und sah wehmütig ergeben vor sich hin. Der Königsohn kam auf wieherndem Pferde angesprengt; das schäumte, stieg, schlug aus und wollte sich ebenfalls gar nicht bändigen lassen. Aber zuletzt bekam es der fühlne Königsohn doch in seine Gewalt. Es stand plötzlich still, und der Prinz sprach das erschrockene Bettlermädchen an. Sie sah schüchtern zu ihm auf, streckte die Hand aus und bat um eine Gabe. Der Prinz legte ein Goldstück hinein, und da ihm kein besserer Gesprächsstoff einfiel, erkundigte er sich nach ihren Gänzen. Sie erklärte ihm nun alles mit Eifer, sagte, welche die schönste, weißeste und welche die brävste, stillste sei. So lernten sie sich kennen, und er fragte sie auch bald, ob sie ihn heiraten wolle. Da sprang sie auf die Gartenbank und rief, wenn er seine goldene Krone vom Haupte nehmen wolle, dürfe er die verzauberte Treppe heraufsteigen. Dann wolle sie auch zu ihm hinunter kommen und ihm folgen, wohin er gehe.

Und — eins, zwei, drei riß der Königsohn seinen Strohhut vom Kopf, warf ihn weit in die Büsche und holte das Mägdelein von der Banklehne herunter. Dann blies er in ein Horn. Die ganze Jagdgesellschaft, die sich im Walde verirrt hatte, kam herbei, er stellte die Braut vor, und es gab viel Verneigungen, Freude und Feierlichkeit. Die Prinzessin bekam ein seides, goldgesticktes Gewand, und nun ging man zum väterlichen Schloß unter dem Kastanienbaum. Zu vorderst im Festzuge schritten Bräutigam und Braut. Die zog ihre lange, lange Schlepppe mit Würde hinter sich her, hob sorgsam die Füße und lauschte mit gesenktem Köpflein auf das Rauschen der feinen Seide.

„Lorly, komm herauf!“ rief die Mutter. Und es war gut, daß das Spiel hier unterbrochen wurde; denn, was hätte, nebenbei bemerkt, der alte König, der auch noch lebte, gesagt, wenn er erfahren hätte, daß der Prinz seine Krone in die Büsche geworfen!... Daran hatten die beiden natürlich nicht gedacht.

„Lorly, schnell, es kommt ein Gewitter!“

Auch das hatten sie nicht beachtet. Es donnerte auf einmal in der Ferne, ein unheimlicher, heftiger Wind erhob sich, ein paar Tropfen fielen.

„Ich muß heim!“ sagte Costas atemlos unter der Türe. „Höre, Lorly, wenn ich groß bin, will ich dich heiraten; dann können wir immer spielen und wollen auch in einem schönen Schloß wohnen. Ich werde es malen; morgen zeige ich dir, wie es aussehen soll...“

„Wuuunderwoooohl!“ entgegnete Lorly, schüttelte ihm begeistert die Hand und stieg dann die Treppe hinauf...

Aber beim Nachtessen wurde ihr so schlecht, daß die Mutter sie gleich ins Bett legen mußte und schon den Arzt antelefonieren wollte. Doch der Vater meinte, es werde nicht gefährlich sein, sie habe sich sicher nur beim Spiel zu sehr ermüdet. Costas sei ein Lausbub und kein Spielfamerad für ein Mädchen. Im Frühling habe er drei Fenster der Fabrik eingeworfen, und als der Abwart ihn dafür bei den Ohren genommen, habe er gerufen: Alle Bleichgesichter müßten

schon noch ausgerottet werden und sich überhaupt als ein so waschechter Indianerhäuptling aufgeführt, daß ihn keine Prügel hätten aus der Rolle bringen können.

„Er liest zu viel Räubergeschichten“, sagte die Mutter. „Es ist verwunderlich, was der für Phantasien im Kopf hat.“

„Wenn er groß ist, will er mich heiraten,“ murmelte Dorly aus den Kissen heraus. Dann schlief sie ein und erwachte erst am nächsten Morgen in der Dämmerung.

Sie erinnerte sich, daß sie merkwürdige Träume gehabt habe und daß in der Nacht ein schreckliches Gewitter niedergegangen sein müsse, und dann kam ihr so langsam zum Bewußtsein, daß sie nicht sei wie sonst. Sie war wohl frank geworden, während sie schlief, und es war noch immer nicht ganz vorbei. Der Kopf tat ihr weh, besonders wenn sie ihn heben wollte. So blieb sie ruhig liegen, bis die Mutter kam, die heute besonders zärtlich mit ihr sprach und ihr das Thermometer in die Achselhöhle schob. Da zeigte sich denn, daß Dorly noch immer hohes Fieber hatte, und nun rief man den Doktor Säuftli.

In den nächsten Tagen erlebte Dorly lauter Unangenehmes, Langweiliges und Schmerhaftes: Braune, bittere Medizin, Stilleliegen und Kopfschmerz! Und draußen war Regenwetter! Wenn am Morgen das Schlafzimmer aufgeräumt wurde und Berta das Fenster öffnete, drang solch brausend unheimliches Regenrauschen herein und solch nasse, traurige Luft, daß sogar das weiße Bettuch fühlfeucht davon wurde und das ganze Zimmer grau und traurig. Nur ein Lichtstrahl fiel in die Finsternis: Costas schrieb ihr einen Brief, den ersten Brief, den sie in ihrem Leben erhielt, und den ihr die Mutter vorlas. (Nachher durfte sie ihn in die Hand nehmen und behalten!) Es hieß darin: „Liebes Dorly, es ist langweilig, daß Du frank bist! Ich hoffe, Du werdest morgen wieder gesund sein! Dein Dich liebender Costas!“

In dem Brief an Costas aber, den Dorly der Mutter diktierte, stand: „Lieber Costas! Ich bin noch immer nicht gesund. Wenn ich zwei Tage lang kein Fieber

mehr gehabt habe, darfst Du mich besuchen. Es grüßt Dich Dein Dich liebendes Dorly. N. S. Hast Du das Schloß gemalt?“

Dieser Besuch, auf den Dorly sich so sehr freute, wurde eine Enttäuschung. Es ereignete sich nämlich etwas Merkwürdiges: der Costas, der nun hier im grauen Lichte des Regentages in die Krankenstube trat, war ein ganz, ganz anderer, als der Costas im sonnigen Sommerspielgarten! Er ging steif und zögernd, er wollte Dorly kaum die Hand geben; er wollte sich um keinen Preis nahe an ihr Bett setzen, er sah sie unverwandt mit ganz fremden Augen an, und er war „höflich“ gegen sie, er, der sonst nicht einmal Respekt vor Königen und Kaisern und Polizisten, geschweige denn etwa vor den Lehrern und der Großmutter gehabt hatte; er sprach fast nichts und antwortete, wenn sie ihn fragte, nur in kurzen, unbefriedigenden Sätzen.

Was war denn das?! Dorly konnte die Welt nicht mehr begreifen und war froh, als Costas bald aufstand und erklärte, er müsse nun unbedingt heim.

Dann lag sie wieder allein, traurig und nachdenklich. Es fiel ihr erst jetzt ein, daß sie ganz vergessen hatte, ihn nach dem Schloß zu fragen. Er hatte auch nicht davon gesprochen...

Aber die Sonne mußte ja bald wieder kommen, dann konnte sie in den Garten zurückkehren, Costas war wieder der alte, und das schöne Leben begann von neuem.

Zwei Tage darauf saß Dorly wirklich in einem Korbstuhl, ein weiches Kissen im Rücken, eine Decke über den Knien, unter der Kastanie, und sah zu, wie der Abwart der Fabrik eine Schaufel an einem Ast befestigte, eine schöne, gelb lackierte Schaufel, die an zwei langen Stricken hing.

Das kleine Dorly tanzte, ganz außer sich vor Freude, um ihn herum, und es konnte kaum erwarten, daß es zur ersten Fahrt einsteigen durfte.

Aber seltsam: Dorly konnte sich nicht so recht freuen. Sie fror, trotzdem die Sonne warm in den Garten schien, und sie hätte gerne geweint und wußte doch eigentlich nicht warum. Vielleicht aus

Zorn über das Dorly, das so laut schrie und hörte und manchmal an ihren Stuhl stieß beim Umherspringen...

Dann kam der Doktor Säftli, fühlte ihren Puls und fragte sie allerlei. Aber sie vermochte ihm kaum Antwort zu geben, so müde war sie, wehrte sich auch gar nicht, als man sie nun gleich ins Haus zurücktrug, ließ sich zu Bett legen und merkte im Entschlummern, während schon wieder eine glühende Hitze sie durchdrang, daß sie immer noch recht frisch sei.

„Muß Dorly denn noch lange im Bett liegen?“ fragte Costas, der, seit die Schaukel am Kastanienbaum hing, wieder häufig herüberkam, um mit Dorly weite Lufstreisen zu unternehmen.

„Ja,“ sagte die Mutter (sie sah seit einiger Zeit bleich und traurig aus, als sei sie selber frisch). „Dorly darf nicht aufstehen, sonst kommt das Fieber zurück wie letztesmal, und alles Stillliegen und alle Medizin sind unnütz gewesen! Du solltest einmal zu ihr kommen. Wenn sie im Bett liegt, fühlt sie sich ganz wohl!“

„Hat sie es gesagt, daß ich kommen soll?“ entgegnete Costas zögernd und mißvergnügt. Er fürchtete sich vor Dorly, oder besser: vor der Krankheit, die an ihr war. Er hätte lieber eine tote Maus angerührt, als ihre heiße Hand (trotzdem er vor toten Mäusen einen großen Abscheu hatte, weswegen er in der Schule viel verspottet wurde), und es war auch so langweilig bei ihr, und sie sah so fremd und verändert aus, seit sie kein rotes Band mehr in den Haaren trug.

„Nein, sie hat nichts gesagt,“ antwortete die Mutter, „aber sie ist oft traurig und aufgereggt, wenn man sie so allein läßt.“

„Aber jetzt habe ich keine Zeit, jetzt muß ich gleich mit dem Ballon aufsteigen! Wo ist denn Dorly?“

„Sie ist bei Dorly! Du kannst sie da abholen, wenn du willst, daß sie in den Garten kommen soll!“

Seufzend stieg Costas die Treppe hinauf und trat hinter der Mutter in das Krankenzimmer.

„Costas!“ sagte Dorly überrascht und lächelte. „Hast du mir das Schloß ge-

malt?“ fügte sie geheimnisvoll flüsternd bei.

„Ach nein, jetzt habe ich keine Zeit. Ich bin jetzt Luftschiffer!“ sagte Costas. „Vielleicht später einmal, wenn es wieder regnet!“

Beide schwiegen.

„Nun,“ rief die Mutter, „hast ihr euch jetzt auf einmal nichts mehr zu erzählen? Costas, du solltest doch Dorly ein wenig unterhalten. Denke doch einmal, wie dir zumute wäre, wenn du so lange im Bett liegen müßtest!“

Costas aber entgegnete mit überleginem Lächeln, daß er doch auf keinen Fall im Bett bleiben würde. Den Doktor Säftli kenne er schon; dem sein Bruder sei in seiner Klasse und sage auch, der wolle nur immer regieren und verstehe nichts.

„Kommt Dorly jetzt?“ fragte er dann plötzlich, nervös wie ein vielbeschäftiger Mann, der seine Zeit zu brauchen hat und nicht mit unnötigem Geschwätz verlieren will.

„Zuerst erzählt ihr dem Dorly, was ihr vorhabt, dann könnt ihr meinewegen gehn!“

„Dorly soll's erzählen,“ sagte Costas ungnädig und setzte sich auf die äußerste Kante eines Stuhles, „aber schnell!“

„Wir steigen in ein Luftschiff,“ begann unsicher das dicke Dorly, „und das Luftschiff steigt immer höher. Costas hat Angst vor einem grauen Tier; denn, wenn das kommt, stürzen wir...“

„Aber Dorly, du kannst wirklich nichts erzählen!“ unterbrach Costas sie ärgerlich. „Ich habe dir doch alles erklärt: Das letztemal sind wir in einem Aeroplan gefahren, in einem Doppeldecker, und heute fahren wir in einem Ballon. Viele Leute warten schon lange auf uns, der Ballon ist mit Gas gefüllt. Endlich erscheinen wir, ziehen große Mäntel und Brillen an..., wenn wir eingestiegen sind, wird das Seil durchgeschnitten, dann geht es los, und alle Leute schreien Hurrah!“

„Ja, das habe ich ganz vergessen,“ sagte Dorly und gähnte. Es war ihr schon das letztemal recht langweilig vorgekommen.

Costas aber geriet nun in Stimmung. Er berichtete von den großen Gefahren,

die dem fühenen Luftschiffer drohten, von schauerlichen Gewittern, von undurchdringlichem Nebel und vom „Grauen“ ... Das sei ein Zauber Vogel mit grauen Federn und grünen Augen. Wenn ein Luftschiffer dem begegne, wisse er, daß errettungslos verloren sei, daß er über kurz oder lang hinunterstürzen müsse in die Tiefe...

Costas sah tragisch vor sich hin; Lorly fing an, Leid und Krankheit ein wenig zu vergessen, Dorly zwinkerte der Mutter heimlich zu: sie beide wußten schon, daß die Schaukel recht sicher befestigt war; sie ließen sich von dem „grauen Vogel“ nicht imponieren...

„Aber jetzt wollen wir gehn!“ rief Costas plötzlich energisch. „Komm, Dorly!“

Und da weder die Mutter noch Lorly Einwände erhoben, schlängelte er sich gewandt zur Türe hinüber, verschwand um die Ecke und stürmte bald in wilden Säzen durch den Garten, ein Königssohn, der auch nicht den kleinesten Edelstein aus seiner Krone dem armen Bettlermädchen opfern wollte.

Nun hat er neue Spiele erfunden, dachte Lorly traurig, und die alten hat er vergessen. Aber morgen will ich gewiß aufstehen und will auch dabei sein!

Sie hatte aber nicht mit Doktor Säntli gerechnet. Doktor Säntli sagte, von „Aufstehn“ sei noch nicht die Rede.

„So will ich noch im Bett bleiben bis übermorgen,“ gab Lorly nach. „Aber übermorgen muß ich aufstehen, denn nun kommt bald das Seenachtfest.“

Doktor Säntli hinwieder entgegnete, das sei ein Irrtum. Das Seenachtfest finde dieses Jahr erst im Herbst statt. Deswegen müsse sie sich also nicht unruhigen.

Aber Lorly glaubte ihm nicht recht und weinte, bis der Vater, der sie immer so schön trösten konnte, aus der Fabrik heimkam und ihr einen Kanarienvogel und eine Musikdose zur Unterhaltung zu schenken versprach.

Der nächste Tag wurde ein Festtag. Lorly erhielt nicht nur einen Vogel, nein, gleich ein Pärchen, das in einem schönen Käfig wohnen durfte, und der Vater

sagte, das seien Herr und Frau Hänsel. Eins hätte Heimweh gehabt ohne das andere; aber zu zweien würden sie sich nun sicher ganz vergnügt benehmen, und später bekämen sie vielleicht noch Kinder.

Lorly befand sich im siebenten Himmel. Sie lag ruhig da, sah zu, wie Herr und Frau Hänsel im Hause herumhüpften und, ohne sich an bestimmte Mahlzeiten zu halten, die Körner aufspickten. Darüber wurde sie müde, schlief zufrieden ein, und der Doktor Säntli, der am Abend kam, sagte: So sei's recht, so werde man gesund!

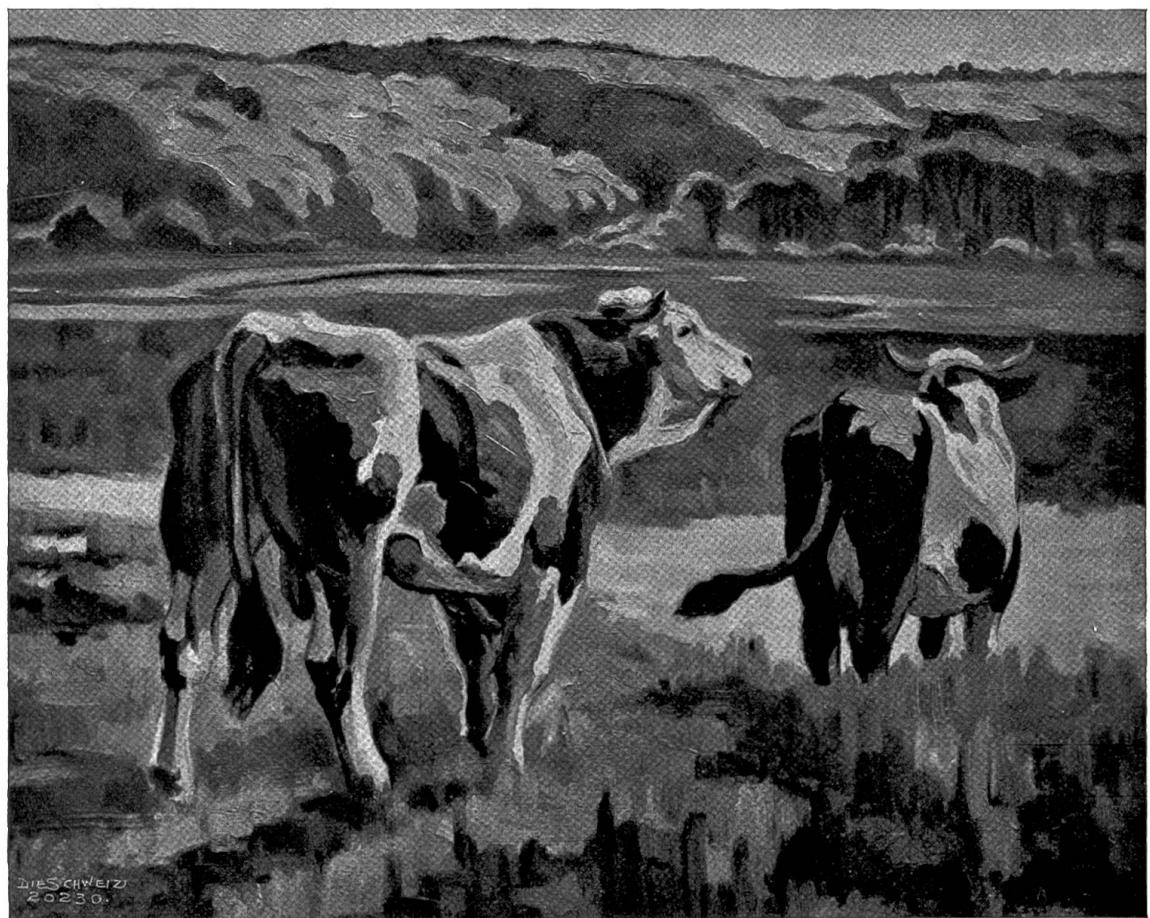
Zwei Tage lang freute sie sich nun über ihre Vögel. Dann verloren sie den Reiz der Neuheit. Auch wollten sie ganz und gar nichts von ihr wissen und waren sich völlig selbst genug. Lorly konnte sie lange in den zärtlichsten Tönen locken: kaum, daß Herr oder Frau Hänsel einmal aus kugelrunden, vergnügten Neuglein flüchtig zu ihr hinüberschauten, um dann aufs neue zwecklos vom untern aufs obere und vom obern aufs untere Stänglein zu hüpfen und leichtsinnig zu piepen und zu trillern.

Lorly begann wieder in Trübsinn zu verfallen. Man mußte auf neue Mittel sinnen, um die bösen Gedanken zu vertreiben.

Eines Tages trug der Vater einen großen, braunen Kasten herein, stellte ihn auf den Tisch und drehte den Hebel, der daran befestigt war, als sei es eine Kaffemühle.

Aber plötzlich war das Zimmer von der lieblichsten Musik erfüllt. So herrlich und schön, so fein und zierlich tönte es, daß sogar Hänsels verblüfft in ihrem wichtigsten, nichtssagenden Gezirp innehielten, auch das Hopsen vergaßen und beschämt nebeneinander auf dem Stänglein hockend, widerwillig zugeben mußten, daß das freilich etwas anderes sei — echte Kunst.

Die Musikdose aber war stolz auf den Erfolg, den sie hier erzielte. Sie schnurte ihr Gesäzlein mit Zungenfertigkeit herunter, machte nicht Punkt noch Komma, weder Ausruf noch Fragezeichen, war im Handumdrehen fertig und fing gleich wieder von vorne an: „O wonnevölle Jugendzeit...“



Paul Altherr, Basel.

Tiere am Wasser.
Phot. Aug. Höflinger, Basel.

Der einzige, der enttäuscht und unbeschiedigt auf seinem Stuhle saß, war der Vater. Als er ein Kind gewesen, hatte die Musikdose unter dem Weihnachtsbaum gestanden und gesungen: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ rauschend und freudevoll, festlich und traulich zugleich. Und heute leierte sie so seelenlos ihr Lied herunter, mit einem kümmerlichen, dünnen Bitterstimmchen. Die arme Sängerin war alt geworden, ein wohlgenährter, moderner Phonograph, der eine tüchtige Schule durchgemacht, so ein Pseudotaruso hätte sie ja gleich zu Tode geschrien. Endlich schwieg sie. „Nun, Dorly?“ fragte der Vater etwas zaghaft.

„Wuuunderwoooohl!“ flüsterte Dorly tonlos in ehrfürchtigem Staunen.

Da merkte der Vater, daß der Fehler an ihm lag. Hänsels Ansicht kennen wir ja, und die waren doch vom Fach.

„Wuuunderwoooohl!“ Und dieses Repertoire! Fünfunddreißig Platten! Dorly ließ sich die Namen der Stücke nennen. Eines hieß „Grubenlichterwalzer“, eines „Der rote Sarafan“, und eines „Schmeichelkäfchen“. Das war ein sehr liebes, zärtliches. Aber das Schönste von allen war der „Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum“.

„Sommer—nachts—traum“... das war nun ein Wort, das fast so unbedeutlich schön tönte wie „See—nacht—fest.“ Nun konnte sie das Seenachtfest beinahe verschmerzen, da sie den Sommernachtstraum besaß...

Der Vater hatte sie gelehrt, die Musikdose selbst aufzuziehen und in Gang zu setzen. Sie machte den ganzen Tag Musik und war dabei in so menschenfreundlicher Stimmung, daß sie sogar ihrem ungetreuen Liebhaber verziehen hätte, wäre er nur zur Hand gewesen.

Aber er ließ sich nicht blicken.

Das Wetter war immer warm und sonnig, und er hatte mit einigen Schulkameraden, worunter sich auch Oskar Säntli befand, eine Zigeunerbande gebildet, die nun die Gegend unsicher machte. Dorly zog als Zigeunerweib mit und war, zum Verdrüß der Mutter, oft halbe Tage lang nirgends zu finden. Costas seinerseits mied Haus und Garten gänzlich, und zwar aus folgender Ursache:

Er, der Häuptling, hatte, gleich zu Beginn seiner Laufbahn, zwei seiner Untergebenen beauftragt, das Erdbeerbeet in Direktors Garten zu erkognosieren. Sei es nun, daß Dorly, unvernünftig und ungelehrig wie sie war, davon gesprochen, sei es, daß der scharfsinnige Direktor selber den Zusammenhang ahnte — kurz und gut: eines schönen Tages, als Costas zufällig mit ihm zusammentraf, rief er: „Du!... Komm doch schnell einmal herüber!“ (Es lag glücklicherweise noch die ganze Breite der Straße zwischen ihnen.)

„Warum?“ fragte Costas.

„Weil ich dich gern an den Ohren nehmen möchte!“ entgegnete der Direktor halb freund-, halb feindschaftlich. Da riß Costas aus...

Also wirklich und wahrhaftig: Dorly hätte ihm verziehen. Sie hätte ihm gar keine Vorwürfe gemacht, daß er sie so lange allein gelassen. Wenn er zur Türe hereingekommen wäre, hätte sie freudestrahlend gerufen: „O komm doch, sieh doch, was ich hier habe!“ und hätte alles, was vorhergegangen, vergessen.

Aber er kam nicht!

Nach wieder zehn Tagen hatte auch die Musikdosenherrlichkeit ein Ende. Dorly konnte alle fünfunddreißig Stücke auswendig singen. Und noch immer wollte der Doktor Säntli sie nicht aufstehen lassen.

Da kam einmal ein trauriger Tränenstag.

Und in der Nacht wachte Dorly auf. Die elektrische Lampe brannte wie immer hinter einem Schirm und verbreitete ein rötliches Halbdunkel. In der Mitte des geöffneten Fensters stand weißgelb der Vollmond und starnte unbeweglich in das Zimmer herein. Dorly hatte ihn noch nie so groß und so nahe gesehen; es war, als sei er zum Fenster herangekommen, um ihr etwas zu sagen. Und schwieg doch immer. Aber ein Nachtwind, dem man anmerkte, daß er geradeswegs vom Monde herabgeslogen kam, strich durchs Fenster, tastete mit kalten Händen durch das dünne Hemdchen nach ihrer Brust und senkte erbarmungslos traurige Heimwehgedanken in ihr Herz. Dorly war von jeher nicht gut Freund mit dem kalten Winde gewesen, während sie den warmen liebte...

Was rollte denn da wie Donner in der Ferne? Und im Hause und auf den Straßen war es so seltsam still, wie noch nie zuvor...

Da fing Lorly auf einmal in Angst und Glend laut zu weinen und zu jammern an; denn es war ihr, sie sei mit dem Monde und dem Winde allein auf der Welt, und sie fürchtete sich vor ihnen. Die Mutter kam ganz entsezt aus dem Nebenzimmer, tröstete sie, deckte sie zu, schloß das Fenster und die Vorhänge und hieß sie schlafen.

Aber plötzlich wurde es in den Straßen lebendig wie am Tage, Wagen rollten, Fußgänger in Scharen zogen vorüber — sprachen, lachten, sangen. Lorly fragte sich verwundert, was das wohl zu bedeuten habe. Dann hörte sie den Vater mit Dorly heimkommen. Dorly zog im Nebenzimmer die Schuhe aus und berichtete, fruchtlos durch vieles „Pst“ und „St“ zur Ruhe gemahnt, von roten und blauen Sternen, von Costas und von Musik...

Da wußte Lorly plötzlich, daß man heute das Seenachtfest gefeiert hatte! Und es ist nicht zu beschreiben, wie verraten und verlassen, wie von aller Freude ausgeschlossen sie sich vorkam.

Armes Lorly! Sie sollte eine noch viel betrübendere Entdeckung machen!

Zwei Tage nachher saß Dorly, ganz gegen ihre Gewohnheit, eine geraume Zeit mäuschenstill am Tische und studierte mit allen zehn Fingern ein geheimnisvolles Blatt Papier — so eifrig und so hingenommen, daß Lorly endlich neugierig wurde und es auch zu sehen begehrte.

Was war darauf gemalt?

Ein stolzes Schloß mit Türmen, auf dessen Dach eine gelbe Strahlesonne stand und eine Schweizerfahne wehte, das Ganze von einem Teich umgeben, darin zahllose, bunte Schiffchen schwammen...

Das Zukunftsschloß!

Das hätte ihr nun Costas weggenommen, nachdem sie es doch zusammen ausgedacht? Und hätte es einer andern geschenkt?... Das war nicht möglich! Sie saßte das Papier fest in ihre beiden Hände und funkelte Dorly zornig an.

„Warum hast du es mir nicht gegeben?“ rief sie, „es ist mein Schloß!“

„Nein, es ist mein Schloß,“ verteidigte sich Dorly. „Costas hat es für mich gemalt. Und wenn wir groß sind, wollen wir darin wohnen.“

Von da an war Costas aus Lorlys Herzen verbannt! Auf immer, wie sie meinte!...

Wie das aber seltsam im Leben zugehen kann:

Um die gleiche Zeit entbrannte ein heftiger Rangstreit zwischen Costas und Oskar Säntli. Sie spielten gerade „Grenzbefestung“. Costas war General, Oskar Säntli Generalstabschef. Daß es da zu Reibungen kommen mußte, wird jedermann begreifen. Eines schönen Tages wälzten sich die beiden Würdenträger im Straßenstaube. Die Armee der Mitschüler hielt zu Oskar Säntli, wie sich das gehörte, da doch Costas ein Ausländer war, der nicht einmal fließend Schweizerdeutsch sprach und also eigentlich gar nicht die Berechtigung hatte, eine solche Ehrenstelle zu bekleiden.

Er wurde, wie schon oft zuvor, von der Klasse fallen gelassen; es war aber anzunehmen, daß er eines Tages durch eine neue Erfindung, einen besonders genialen Plan ihre Gunst zurückerobern werde. Für den Augenblick jedoch war er zu tatenloser Langeweile verdammt. Die Sommerferien hatten begonnen und allein konnte er sich nicht vergnügen; er brauchte Bewunderer, Schüler, Untergebene.

Dorly freilich hielt unentwegt zu ihm, aber Costas, der Undankbare, wußte ihre Treue nicht einmal zu schätzen. Er fand, sie sei auf die Dauer langweilig und es lasse sich mit ihr allein nichts Rechtes spielen.

„Steht Lorly immer noch nicht auf?“ fragte er eines Tages wieder. Er hatte schon geraume Zeit mit dem schweig-samen Dorly im Garten gesessen, in der stillen Hoffnung, Lorly werde sich etwa einmal am Fenster zeigen und es werde sich so eine Wiederanknüpfung der alten Freundschaftsbande ergeben. (Zu ihr hinauf zu gehen, wagte er nun doch nicht mehr recht.)

Umsonst! Kein Lorly zeigte sich. Und Dorly meldete mit betrübter Miene, die sie, wie alle im Hause, annahm, sobald von Lorly gesprochen wurde, daß es der Schwester gar nicht gut gehe und daß es noch lange, lange dauern könne, bis sie ganz gesund sei.

„Was ist das?“ rief Costas plötzlich und lauschte angestrengt empor.

„Lorly macht Musik!“ flüsterte Dorly andächtig.

Fein und zierlich trillerte die Musikdose das Schmeichelkäschchenlied hinter den Vorhängen. Dann folgte der „Grubenlichterwalzer“ und endlich der „Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum“.

Hier bemühte sich Costas nicht länger. Er rannte die Treppe hinauf und trat in Lorlys Zimmer. Und nun ereignete sich die Katastrophe!

Als Lorly ihn erblickte, warf sie sich mit dem ganzen Körper über die Musikdose, als wollte sie sie vor seinem Angriff schützen. Ihr Gesicht war dunkelrot und von Zorn entstellt. Mit zitternden Händen suchte sie die Dose zum Schweigen zu bringen (Costas sollte sie nicht hören, sie könnte sie ihm, der sie so verraten, nicht), und als ihr dies nicht gelang, stieß sie bessinnungslos das Rohrtäschchen, worauf der Kasten stand, um ... ein Krach ..., die Dose lag zertrümmert am Boden, schnurrte noch ein wenig, dumpf wie in Schmerzen, und war dann mäuschenstill.

Costas und Dorly waren beide freidebleich, als die Mutter eintrat, die sich alles gar nicht erklären konnte, den verdachten Costas forschte und das zitternde, weinende Lorly zu beruhigen suchte, was ihr lange nicht gelang. Denn als diese ihren Zorn und ihren Schreck fortgeweint hatte, weinte sie sich in Mitleid mit Costas hinein. Sie fand, daß sie ihn doch, trotz aller seiner Vergehen, zu hart behandelt habe, und die Mutter mußte ihr versprechen, daß sie ihm am folgenden Tage sagen werde, Lorly sei ihm nun nicht mehr böse.

Sie war eben noch zu klein, um einen großen Stolz zu haben.

Sie sah ihn aber doch nicht wieder. Der Doktor hatte den Eltern schon längst gesagt, daß sie an einer bösen, schleichen-den Krankheit leide und wohl nicht mehr

gesund werde. Bald wurde es dann schlimmer mit ihr. In der Nacht hatte sie hohes Fieber und phantasierte.

„Sieh doch, Mameli, da kommt das grüne Kägelchen!“ rief sie voll Angst.

Die Mutter hielt sie im Arm und hörte ihr Jammern. Das Kind streckte die magern Hände aus, um das Grauenwolle abzuwehren, bald hier, bald dort. Oder es bedeckte schaudernd damit sein kleines Gesicht. Sie mußte ihre starken Hände untätig im Schoße falten. Gegen ein wildes Tier, gegen einen Wirbelsturm, gegen das Feuer hätte sie ihr Kind mit dem eigenen Leibe geschützt, gegen das grüne Kägelchen war sie machtlos.

Am Tage ging es besser. Dann lächelte Lorly bisweilen ganz freundlich und hatte keine Ahnung, daß sie des Nachts, so ferne ihrer Mutter, auf Pfaden ging, wohin ihr keine Liebe folgen konnte. Aber einmal lehrte sie des Morgens nicht mehr zurück...

... Und also sind wir auf dem Kirchhof angekommen?...

Nun, ich will doch meine Geschichten zu Ende erzählen! Und alle Geschichten, die auf Erden geschehen, enden früher oder später auf dem Kirchhofe.

Auch ist der Kirchhof noch nicht der schlechteste Ort.

So ein Begräbnis bei Wind und Regen — drei — vier offene Gräber nebeneinander, und der Pfarrer muß sich beeilen, weil alle Leute nasse Füße bekommen und all die schwarzen Gruben halb voll Wasser laufen... er schwingt in Haß sein Rauchfack und murmelt in Eile die lateinischen Gebete... das ist freilich traurig.

Aber bei Sonnenschein, wenn die Bienen fröhlich über den vielen Blumen summen und der Himmel doppelt blau mit schneeweissen Wolken zwischen den schwarzen Trauerbäumen durchschimmert...

Du kennst doch unsern Friedhof? Ein schönes, großes Gittertor führt hinein, dann kommt die breite Hauptstraße, an der zu beiden Seiten die Familiengräber mit den Marmorengeln stehen. Und links und rechts zweigen viele, viele Wege ab. Da kann man lange wandern, Inschriften lesen und goldumrandete Bildnisse besehen, bis man an die hohe Mauer

kommt, die den weiten Platz rings umgrenzt. Dem Eingangstor gegenüber, am andern Ende des Gartens, ist wieder ein Pförtlein in der Mauer; das führt aufs freie Feld hinaus; warum denn? In dieses Heim kommt man doch, um es nicht wieder zu verlassen. Und das ist eben das Gute und Schöne: Daß man an einem Ziele angelangt ist — wenn das Ziel auch rätselvoll und schweigend ist, wie der Weg rätselvoll und schweigend war.

Eine gute, fromme Seele, sagt man, die stehe nach drei Tagen aus dem Grabe auf und fliege geradeswegs zum blauen Himmel und zu den weißen Wolken empor und wisse auf einmal ein „Darum“ auf alle Fragen.

Deshalb beten auch die kleinen Kinder jeden Abend:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in den Himmel komm!
Amen.“

Von Göttingen nach Schaffhausen anno 1794.

Reiseindrücke eines Schweizerstudenten (Joh. Konrad Maurer).

Mitgeteilt von Dr. Ad. Nabholz, Glarus.

(Schluß).

Unser Schaffhauser Student amüsierte sich vortrefflich in Jena und genoß in vollen Zügen dessen reizende Umgebung. Das romantisch-schöne Lobeda lockte ihn und seine Freunde, dann wieder wirkte als Magnet das vortreffliche Ziegenhainerbier, das man in Sunzen zu trinken bekam. „In diesem Dorf wird alle Sonntage getanzt, und Professoren mit ihren Gattinnen und Töchtern mischen sich dann sehr häufig unter den Haufen froher Musensöhne und ergözen sich mit ihnen. Darin haben wirklich die akademischen Lehrer in Jena einen Vorzug vor denen in Göttingen, daß sie sich den Studenten mehr nähern, nicht in so steifer Entfernung von ihnen bleiben; durch diese am rechten Ort angebrachte Familiarité, die dem Schüler immer wohltut, wenn er sie zuzeiten an seinem Lehrer bemerkt, vergeben sie nicht das geringste von der ihnen gebührenden Achtung.“

Es lag nahe, daß Maurer seinen Jenaenser Aufenthalt auch bemühte, um das gepriesene Weimar aufzusuchen. „Wir hörten, daß Komödie da gespielt werden würde, bestellten deswegen Wagen und Pferde und begaben uns in ziemlicher Anzahl dorthin. Der Weg führte uns die sogenannte ‚Schnecke‘ hinauf, einen steilen Berg nicht weit vor Jena draußen, der diesen Namen führt, weil sich der Pfad auf denselben in schneckengleichen Windungen herumwindet. Hinauf geht's noch, aber hinunter zu fahren oder zu reiten, ist nichts für den, welcher auch nur

ein wenig dem Schwindel unterworfen ist. Mich nimmt's wunder, daß man so selten oder vielmehr gar nicht von Unfällen hört, die an diesem Berge Studenten betroffen hätten. Gewöhnlich reiten sie um Mitternacht von Weimar nach Jena zurück, die Lebensgeister durch Wein und Wunsch in Feuer gesetzt... Ist man oben auf dem Berge, so bleibt der Weg gut bis nach Weimar; eine ziemliche Strecke desselben führt durch eine angenehme Allee in einem Tannenwalde. Bei dem Tore machte das Wort ‚Pursche‘ ebenso wie in Göttingen den fragenden Unteroffizier ehrbietig zurücktreten, und wir rollten vergnügt dem Gasthöfe zu. Da noch ziemlich viel Zeit übrig war, ehe wir in die Komödie gehen mußten, so benützten wir sie dazu, ein wenig in der Stadt herumzugehen und den Park bei Weimar zu besehen. Ich sah nicht leicht eine kleine Stadt, worin ich gewünscht hätte, wohnen zu können, aber hier stieg der Wunsch mehr als einmal in mir auf. Wie man mir sagte, soll freilich auch in Weimar unter dem großen Haufen jener abgeschmackte unnatürliche Ton kleinstädtischen Wesens herrschend sein... Allein, wenn ich mir das auch noch so lebhaft vorstelle, so blieb doch immer der Hang nach diesem Städtchen in meiner Seele. Herder, Goethe, Wieland wohnen da! Männer, deren Schriften ich schon so manche schöne Stunde meines Lebens danke, müßten mir ja den Aufenthalt in ihrer Nähe zum Paradiese machen. Diese